Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige. Stettin, Kirchplatz Nr. 3. Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann, Sprechstunden nur von 12—1 Uhr

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Montag, den 12. November 1883. Nr. 529.

Deutschland.

Berlin, 11. November. **Zur Frage einer Vermehrung unserer Feldartillerie** schreibt die „Köln. Ztg.“:

Diese Frage, welche schon einmal zu Ende des vorigen Jahres sowohl in der Presse als auch im Reichstage erörtert wurde, taucht jetzt von Neuem auf und es gewinnt den Anschein, als ob sie diesmal nicht eher von der Tagesordnung verschwinden sollte, als bis eine endgültige Entscheidung nach der einen oder anderen Seite getroffen sein wird. Uebrigens ist es schon lange in fachmännischen Kreisen anerkannt, daß die deutsche Feldartillerie an gewissen organisatorischen Mängeln leidet. An dieser Thatsache kann auch der bekannte Ausspruch des frühern Kriegsministers General von Kameke nichts ändern, welcher während der letzten Wintersession des Reichstages sich dahin äußerte, daß er unsere Artillerie mit keiner fremden vertauschen wolle. Eine solche Ansicht muß von Rechtswegen eigentlich der Kriegsminister jedes Staates haben, und deshalb hat sie auch keine direkte Beweiskraft. Außerdem erscheint es uns als eine schlechte Taktik, wenn man sich aus politischen oder anderen Gründen mit Beharrlichkeit gegen die Gewalt der Thatsachen verschließt. Man braucht ja deshalb noch nicht die Folgen dieser Thatsachen ziehen zu müssen, aber sie einfach ableugnen oder abschwächen wollen, ist in jedem Falle thöricht und vielleicht auch unpatriotisch.

Die deutsche Feldartillerie hat in dem Kriege 1870—71 wesentlich zu den Erfolgen der deutschen Waffen beigetragen. Neben einer geschickten taktischen Verwendung kam ihr das vorzügliche Material, welches in jeder Beziehung der französischen Artillerie überlegen war, und nicht minder die numerische Ueberzahl zu statten. Was letztere betrifft, so zählte die deutsche Armee genau 600 Feldgeschütze mehr als die kaiserliche Armee. Diese Verhältnisse haben sich inzwischen vollkommen geändert, und zwar in einigen Punkten zu unseren Ungunsten. Vor Allem, was die Zahl der Feldgeschütze betrifft. Frankreich ist jetzt im Stande, beim Ausbruche eines Krieges sofort 2622 bespannte Feldgeschütze aufzustellen, während die deutsche Feldartillerie deren nur 2040 zählt. Nun ist der Sanguiniker zwar gleich bei der Hand mit dem Troste, daß Deutschland im Mobilmachungsfalle noch Reservebatterieen aufstelle, wobei vollständig übersehen wird, daß Frankreich bei seiner der unsrigen an Pferden und Mannschaften überlegenen Friedenspräsenz erst recht im Stande ist, noch mehr Reservebatterieen aufzustellen, als wir. Mit diesem Auskunftsmittel ist es also nicht möglich, die offenbar bedeutende ziffermäßige Ueberlegenheit der französischen Feldartillerie auszugleichen. Auch der Umstand, daß unter den französischen Feldbatterien 76 Depotbatterien sind, kann an dieser Rechnung nichts ändern, da diese Batterien bereits im Frieden bestehen und den gleichen Etat besitzen, wie die übrigen Feldbatterien. Es handelt sich hierbei lediglich um den Namen, während in Wirklichkeit eine französische Depotbatterie sich ebenso leicht und rasch auf den Kriegsfuß setzen kann und setzen wird, wie jede andere Feldbatterie. Ist aber die deutsche Feldartillerie gezwungen, bei ihrer geringen Friedenspräsenz an Pferden und Mannschaften außer den Reservebatterien auch noch Ersatzbatterien zu formiren, so muß auch diese Formation den Franzosen bei ihrer höheren Friedenspräsenz leichter werden als uns. Also mit einem Worte, die Franzosen sind im Stande, neben der etatsmäßigen Zahl der Feldbatterien im Mobilmachungsfalle mindestens ebenso viele neue Reserve- und Ersatzbatterien aufzustellen, wie Deutschland, so daß die bestehende ziffermäßige Ueberlegenheit der französischen Feldartillerie auf diesem Wege nicht ausgeglichen werden kann, ohne daß man zu einer Vermehrung der deutschen Feldartillerie überhaupt schreitet. Wir betrachten aber dieses Ergebniß als eine Sache für sich und wollen hieran nicht einmal den Schluß knüpfen, daß deshalb eine Vermehrung unserer Feldartillerie wünschenswerth sei. Wohl aber wollen wir auf zwei andere Punkte hinweisen, und zwar darauf, daß die noch im Jahre 1870 bestehende Ueberlegenheit des deutschen Artilleriematerials als solches heut zu Tage nicht mehr vorhanden ist. Die Technik hat inzwischen diese Unterschiede ausgeglichen und im Großen und Ganzen sind sich jetzt die Feldgeschütze aller Großmächte sowohl in ballistischer Beziehung als in derjenigen des Materials überhaupt wohl vollkommen ebenbürtig. Aehnlich dürften auch die Verhältnisse der taktischen Ausbildung liegen. Ueberall hat man die deutschen Grundsätze über Verwendung der Artillerie in der Schlacht angenommen, und es wird besonderer Anstrengungen unserer Feldartillerie bedürfen, um die alte Ueberlegenheit auf diesem Gebiete auch in Zukunft zu bethätigen. Dieses Streben herrscht sicher in unserer Artillerie, da ja in erster Linie nur hiermit noch eine Ueberlegenheit über den Feind errungen werden kann, weil die numerische und materielle Ueberlegenheit — wie wir gezeigt haben — nun einmal nicht mehr vorhanden ist. Bei diesem Streben und in diesem Kampfe wird aber die deutsche Feldartillerie durch ihre Organisation nicht besonders unterstützt. Die Feldartillerie ist hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit vor Allem darauf angewiesen, durch geschicktes Manövriren Uebergewicht über den Gegner zu erlangen. Das geschickte Manövriren hängt aber in erster Linie davon ab, daß Pferde und Fahrer vorzüglich eingewöhnt sind. Ein solches Ziel zu erreichen, wird aber dem deutschen Batteriechef grade nicht leicht gemacht. Die Feldbatterie zählt im Frieden nur vier Geschütze und insgesammt 44 Pferde für Fahr- und Reitzwecke. Das ist schon recht wenig, um in normalen Friedensverhältnissen die Fahr- und Reitausbildung auf eine hohe Stufe zu bringen. Im Mobilmachungsfalle ist es aber ungemein schwierig, bei dem geringen Stande an eingefahrenen und zugerittenen Pferden die Batterie plötzlich auf sechs bespannte Geschütze nebst den zugehörigen Munitionswagen zu ergänzen. Es entstehen hierbei Reibungen, die auch dem Laien verständlich sein werden, da man bei dem besten Willen Pferde, die den eigenartigen Zugdienst in der Batterie nicht gewöhnt sind, unmöglich im Handumdrehen zu brauchbaren Artilleriepferden machen kann. Auch in dieser Beziehung ist die französische Feldartillerie besser gestellt als die deutsche, weil dort schon im Frieden für die Batterie 60 Pferde vorhanden sind, so daß zur Bespannung der sechs Geschütze im Kriegsfalle nur vier Stück fehlen, während die sämmtlichen Reitpferde schon vorhanden sind.

Daß aber eine Batterie, die was ihre Bespannung und ihr Berittensein betrifft, unter nahezu normalen Verhältnissen den Uebergang von der Friedens- zur Kriegsformation ausführt, auch am Ende in Bezug auf Manövrirfähigkeit hiervon Nutzen ziehen kann und wird gegenüber einer Batterie, die unter ungünstigeren Umständen ins Feld rückt, — solche Erwägungen drängen sich dem objektiven Urtheile von selbst auf. Ziehen wir die Folgerungen hieraus, so können wir nur wünschen, daß der deutschen Feldartillerie mindestens durch einen erhöhten Pferdebestand bereits im Frieden Gelegenheit geboten werde, ihre Ausbildung zu vervollkommnen und weiterhin im Kriegsfalle sich rascher und besser in eine tadellose Verfassung setzen zu können als gegenwärtig. Wollen wir aber noch mehr dazu beitragen, unserer Feldartillerie ihre frühere taktische Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde zu sichern, so wären bereits im Frieden anstatt deren vier die sechs Geschütze für jede Batterie zu bespannen, damit eine wirklich kriegsgemäße Ausbildung möglich sei. Unsere Infanterie hat ja auch im Frieden eine bedeutend geringere Präsenzstärke als im Kriege, aber sie verfügt sowohl im Frieden wie im Kriege über gleiche taktische Einheiten, während der Batteriechef gezwungen ist, mit nur zwei Zügen zu arbeiten, obgleich eine kriegsstarke Batterie deren drei zählt. Und dieses Verhältniß erstreckt sich hinauf bis zum Regimentsverbande. Jedenfalls aber wird eine umsichtige Heeresleitung neben dem in dieser Beziehung Anzustrebenden vor Allem den reitenden Batterien ihre volle Geschützausrüstung bereits im Frieden zusichern, da diese Batterien dazu bestimmt sind, bei drohender Kriegsgefahr sofort mit den Kavalleriedivisionen auszurücken, und daß in solchem Falle es sehr mißlich sein würde, erst die Komplettirung der Batterien abwarten zu müssen, liegt auf der Hand. Frankreich sowohl wie Rußland haben ihren bereits im Frieden formirten Kavalleriedivisionen Batterien mit je 6 Geschützen beigegeben, während in Deutschland dies nur bei 2 reitenden Batterien der Fall ist. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß auch Rußland der deutschen Feldartillerie um 400 Geschütze überlegen ist, wozu noch außerdem 36 bereits im Frieden vorhandene Reservebatterieen treten. Da die russischen Feldbatterieen im Kriege acht Geschütze führen, im Frieden aber schon deren sechs per Batterie bespannt haben, so ist auch hier — ganz abgesehen von den vorhandenen Reservebatterieen — der Uebergang von der Friedens- zur Kriegsformation verhältnißmäßig einfacher als in Deutschland. Die russischen reitenden Batterieen zählen sämmtlich schon im Frieden dieselbe Geschützzahl wie im Kriege.

Wenn wir in Vorstehendem ganz davon abgesehen haben, eine Vermehrung der taktischen Einheiten der deutschen Feldartillerie, also der Zahl der Batterieen oder Regimenter in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen, so soll doch nicht unerwähnt bleiben, daß auch nach dieser Richtung unsere Organisation noch Lücken, beziehungsweise Verschiedenheiten aufweist, für deren Vorhandensein sich triftige Gründe wohl nicht anführen lassen. So fehlen dem 1. badischen Feldartillerie-Regiment Nr. 14 noch drei, dem Feldartillerie-Regiment Nr. 15 ebenfalls drei Batterieen. Das Gleiche ist bei dem 1. würtembergischen Feldartillerie-Regiment der Fall, und streng genommen fehlen auch dem großherzl. hess. Feldartillerie-Regiment Nr. 25 noch zwei Batterieen — es zählt nur sechs Batterieen anstatt acht —, sodaß unter Zugrundelegung der Batteriestärken aller übrigen Feldartillerie-Regimenter der deutschen Armee insgesammt noch elf Battrrieen neu aufzustellen wären.

Aus vorstehender Darlegung, bei welcher besonderer Werth darauf gelegt wird, daß sie als rein sachliche gelte, geht jedenfalls hervor, daß allerdings Ursachen vorhanden sind, einer theilweisen Neugestaltung unserer Feldartillerie näher zu treten, wenn wir auch fernerhin die feste Ueberzeugung hegen sollen, daß diese Waffe im Stande sei, unter allen Umständen ihrer Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde zu bewahren. Ueber die Mittel und Wege hierzu gestatten wir uns kein abschließendes Urtheil, da auch in dieser wichtigen Frage die Nation mit vollem Vertrauen den Entschließungen der maßgebenden Faktore entgegensehen darf.

Provinzielles.

Stettin, 12. November. Eine in jeder Weise würdige und erhebende **Lutherfeier** hatte am Sonnabend Abend der **Handwerker-Verein** im Saale der Grünhofbrauerei veranstaltet. Das Orchester war mit exotischen Gewächsen dekorirt, in deren Mitte sich Luthers Büste erhob. Eingeleitet wurde die Feier durch den Gesang des Chorals: „Eine feste Burg ist unser Gott!“, nach welchem der Vorsitzende des Vereins, Herr F. **Klug**, einen ansprechenden Prolog vortrug. Nachdem hierauf der Sängerchor des Vereins unter Leitung des Herrn **Hart** mit größter Präzision den Psalm: „Herr, unser Gott, wie groß bist du“, von J. Schnabel zum Vortrag gebracht hatte, betrat Herr Professor Dr. Richard **Gosche** aus Halle die Rednertribüne und hielt die Festrede. Der Redner schilderte Luther als deutschen Arbeiter und wies darauf hin, daß die von dem großen Reformator mit Erfolg ausgeführten Arbeiten die Thaten des Herkules bei Weitem überträfen, daß er nicht nur für die evangelische Christenheit, sondern auch für Katholiken und Juden gewirkt und geschafft habe und daß sich daher jede Konfession an der Lutherfeier betheiligen könne. Denn Luther habe zuerst die gemeinsame deutsche Sprache und ferner die Volksschule geschaffen, und diese seine Schöpfungen kämen allen Religionsgesellschaften zu Gute. Der Redner sprach beredt und zum Herzen gehend, wir bedauern nur, daß der Saal nicht in allen Theilen gefüllt war und nicht noch mehr Gelegenheit hatten, die trefflichen Worte des geschätzten Herrn Professors mit anzuhören. Auf die Anwesenden machten dieselben einen tiefen Eindruck. Den Schluß der Feier machte der Gesang von Blumner's Männerchor: „Deutsches Land, Gott segne dich.“

Das Bellevue-Theater, in welchem die hiesigen Bezirksvereine und das Komitee für die Lutherkirche eine Lutherfeier veranstaltet hatte, war von ca. 1000 Personen besucht. Nachdem die Feier durch Gesang eines Knabenchors eingeleitet war, sprach Herr Fr. **Kühn** ein von C. F. Meyer gedichtetes „Lutherlied“. Hierauf folgte der allgemeine Gesang von „Eine feste Burg ist unser Gott“ und betrat demnächst Herr Stadtschulrath Dr. **Krosta** die Rednertribüne zur Festrede. Er sprach in warmen Worten über die Jugendzeit Luthers und Luthers Bedeutung als Reformator. Die Anwesenden folgten mit sichtlichem Interesse den Ausführungen des Redners. Den Schluß der Feier bildete wiederum Gesang.

Die zur Lutherfeier im Stadttheater veranstaltete Aufführung von „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ fand vor ausverkauftem Hause bei geräumtem Orchester statt und fand die beifälligste Aufnahme.

Aus der Provinz gingen uns so viele ausführliche Berichte über die an den verschiedenen Orten zur Lutherfeier veranstalteten Festlichkeiten zu, daß es uns nicht möglich ist, bei dem beschränkten Raum unseres Blattes alle ausführlich zu bringen. Wir konstatiren aus denselben nur, daß auch in unserer Provinz aller Orten die Lutherfeier würdig begangen wurde.

— Schon seit langer Zeit projektirten die Gemeinden Züllchow und Bredow, für ihre Ortschaften eine Kirche zu erbauen und hatten auch schon Verhandlungen stattgefunden, um für beide Ortschaften ein gemeinsames Gotteshaus herzustellen. Die Verhandlungen führten jedoch zu keinem befriedigenden Resultat, da über den Platz, auf welchem die zu erbauende Kirche errichtet werden sollte, keine Einigung erzielt wurde und da man auch einsah, daß eine gemeinschaftliche Kirche für beide Ortschaften den jetzt bestehenden Mangel in keiner Weise abhelfen würde. Gelegentlich der Lutherfeier haben die kirchlichen Vertreter Züllchows die Sache allein in die Hand genommen und ein Komitee zur Erbauung einer Lutherkirche in Züllchow gebildet. Gestern Nachmittag fand im Betsaal des dortigen Rettungshauses eine freie Besprechung der evangelischen Gemeindemitglieder statt, welche das Projekt mit Freuden begrüßten, auch zeigte sich die Opferwilligkeit der Einzelnen in erfreulicher Weise, da bereits ganz bedeutende Beträge für den Bau gezeichnet wurden.

— Auf eine seitens des Offizierkorps des in Stolp in Garnison liegenden Husaren-Regiments Nr. 5 an den 1. Chef des Regiments, Prinzen von Wales, königl. Hoheit, gerichtete telegraphische Geburtstags-Gratulation ging an den Herrn Oberstlieutenant und Regiments-Kommandeur von Schlick nachstehendes Antwort-Telegramm aus Sandrickham ein:

> Ich sage Ihnen und dem Offizierkorps des Blücher'schen Husaren-Regiments meinen besten Dank für die Glückwünsche zu meinem burtstage. Prince of Wales.

— Die Polizei kann sich nicht beklagen, daß man ihr jetzt oftmals recht energisches Auftreten unangefochten ließe. Sie mußte gerade in letzter Zeit oft hören, daß sie ihre Gegenwart dem Publikum mehr als diesem lieb war aufnöthigte. Uns fällt heute ein Brief in die Hand, der einmal das Gegenstück von den vielen Liedern mit dem Refrain: „Ist sie schon wieder da, die Polizei!“ ist und das in den Endvers ausklingt: da ist sie nicht, die Polizei!“ Es ist eine, wie wir hinzusetzen können, wohlbegründete Klage, die uns mit der Bitte um öffentliche Rüge vorgebracht wird. Wir lassen den Brief seinem Wortlaute nach, soweit derselbe hier in Betracht kommt, nachstehend folgen. Es heißt darin: Am Dienstag, den 6. cr., Abends, waren die Pferdebahnwagen auf der Strecke Königsthor-Westend (wie nun wohl erst die auf den anderen! Die Red.) auf eine derartige Weise überfüllt, daß man in der That besser gethan hätte, zu Fuß zu gehen. Der Hinterperron, auf dem reglementsmäßig 6 Personen Platz finden sollen, war von 13 Personen besetzt, so daß man sich, was auch wohl leicht erklärlich ist, weder rücken noch rühren konnte. Die Bänke im Innern des Wagens waren dicht besetzt und standen außerdem noch im Wagen selbst 8 Personen. Trotzdem einer der Herren Kontrolleure den Wagen am Berliner Thor bestieg, war dieser durchaus nicht bemüht, das weitere Einsteigen zu inhibiren, im Gegentheil forderte er das Publikum auf, noch ein wenig mehr zusammen zu treten, damit noch nach Möglichkeit an Raum gewonnen würde. Nur mit Mühe war es uns möglich, den Wagen am Hohenzollernplatz zu verlassen. Ist denn die Polizei-Verwaltung nicht berechtigt, bei solchen Dingen einzuschreiten?? — So fragt Schreiber. Gewiß ist die Polizei dazu berechtigt, ja sie ist sogar dazu **verpflichtet**. Wir selbst haben uns oft genug so einpferchen lassen müssen, als daß wir nicht wüßten, wie wohlberechtigt diese Beschwerde und der Ruf nach der Polizei ist. Wir rufen sogar aus vollsten Kräften mit und bitten dringend, auf diese Uebelstände ein wachsames Auge zu haben. Wir gönnen der Pferdebahn-Gesellschaft gerne ein gutes Geschäft und ihren Aktien einen höheren Kours,

aber nicht auf Rechnung unserer und des Publikums Gesundheit und Bequemlichkeit. Gott sei Dank, daß durch das geregelte Postwesen dem Unwesen früherer Zeiten abgeholfen wurde, in denen das reisende Publikum in die Stellwagen eingepfercht wurde, wie die Hühner in die Körbe, in denen sie zum Markt und zur Schlachtbank geführt werden. Soll diese ungeregelte Wirthschaft in dem modernen Pferdebahnwesen wieder eingeführt werden?! Wozu sind die Pferdebahnen da? In erster Reihe doch wohl zur **Bequemlichkeit** des Publikums! Wozu sind die Plätze innen und außen abgemessen und weshalb ist die Zahl der zu befördernden Personen an sichtbaren Stellen deutlich angebracht? Wohl dazu, daß nur so viele und nicht mehr oder noch einmal so viele Personen aufgenommen werden. Wozu sind die Kontrolleure da? Wohl nicht nur, um die Richtigkeit der Billette zu kontrolliren. Ihre Pflicht ist es, die **Polizei im Wagen** zu sein und darauf zu achten, daß die einmal gegebenen Gesetze befolgt werden. Oder leben wir in einem Staat, in dem man Vorschriften macht, daß sie übertreten werden? Man sage nicht, daß die Kontrolleure sich aus Mitleid dazu herbei lassen, die Wagen zu überladen. Wir haben es oft genug gesehen, daß drei und vier Passagiere, die des Abends hinter **leer** abgefahrenen Wagen laut um Anhalten gerufen haben, da sie nicht so schnell heraneilen konnten, umsonst gerufen haben. Da war Mitleid am Platze und Entgegenkommen, doch läßt sich diese Handlungsweise damit entschuldigen, daß man sagt, die Wagen haben nach Vorschrift abzufahren und nur auf den Haltestellen zu halten. Gut, dann befolge man aber auch **im Prinzip** die Gesetze und mache keine Ausnahmen. In Berlin wird man nie einen Wagen überfüllt sehen, der Kondukteur weist unbarmherzig jeden weiteren Fahrgast ab. Weshalb? Im Interesse der übrigen Passagiere. Und mit Recht! Was heute dem zu Gute kommt, kommt morgen dem andern zu Gute. Wir ersuchen die Polizei-Behörde dringend, dem eingerissenen Unwesen auf unserer Pferdebahn ein energisches Veto entgegen zu setzen. Das Publikum wird sich gern daran gewöhnen, in nicht überfüllten Wagen zu fahren und die Pferdebahn-Gesellschaft wird schon Mittel und Wege finden, den größeren Ansprüchen zu genügen.

— In dem heutigen Subhastations-Termin über den dem General-Konsul F. Gribel und Mitrhedern gehörigen Schraubendampfer „Stolp", Heimathshafen Stettin, gab Herr General-Konsul Gribel mit 3001 Mark das Meistgebot ab.

— Gestern Morgen gegen 8 Uhr brach in dem Hause Bentlerstraße 19 (Ecke der Reifschlägerstraße) in einem im Flur eingerichteten Raum zur Aufbewahrung von Packpapier Feuer aus, welches die Treppen zum Keller und zum ersten Stockwerk ergriff und den Bewohnern der oberen Stockwerke den Ausweg abschnitt. Die Letzteren ließen in Folge dessen von den Fenster aus Hülferufe ertönen. Die herbeigerufene Feuerwehr beseitigte nach einstündiger Thätigkeit jede Gefahr.

— Gestern Abend versuchte im Restaurant des Stadttheaters ein unbekannter Mann falsches Geld auszugeben; die Polizei wurde sofort davon in Kenntniß gesetzt und der Unbekannte in Haft genommen. Derselbe nannte sich Tischlergeselle Anton Kasé, verweigerte aber jede weitere Auskunft über seine Persönlichkeit und über die Falsifikate. In seinem Besitz fanden sich außer circa 100 Mark echtem Geld in Gold und Silber auch für 10,50 Mark Falsifikate und zwar bestanden dieselben in 1 Fünfmarkstück (Würtemberger Gepräges) und Funfzigpfennigstücken.

— In vergangener Nacht gegen 1/4 1 Uhr wurde auf der Heinrichstraße der Kutscher Demmin von 3 Männern überfallen und in gröblichster Weise gemißhandelt. Die Thäter wurden in den Arbeitern **Ebert**, **Kühn** und **Kerkow** ermittelt und in Haft genommen.

— Zu 10 Faß Schlemmkreide, welche an Waage 15 aus dem Dampfer „Exzellenzen Posse" geladen wurden, hat sich bisher der Empfänger nicht gemeldet und sind dieselben in Folge dessen auf Brunn's Hof am Frauenthor untergebracht.

** **Grabow a. O., 11. November.** Vorgestern Abend hielt der hiesige liberale Wahlverein im Waack'schen Saale eine General-Versammlung ab, welche zahlreich besucht war. Nachdem mehrere neue Mitglieder aufgenommen und verschiedene innere Vereinsangelegenheiten erledigt waren, wurde zur Wahl des Vorsitzendes geschritten und Herr A. **Mauer** zum Vorsitzenden, Herr **Huth** zu dessen Stellvertreter, Herr **Burkhardt** zum Schriftführer, Herr **Sponholtz** zum Rendanten und die Herren **Dittmer**, **Domsahn**, **Holdorff** und **Klinkhahn** zu Beisitzern gewählt. Herr Huth theilte mit, daß es in der Absicht des Vorstandes liege, auch in diesem Winter mehrere politische Versammlungen einzuberufen und zu versuchen, geeignete Kräfte zu Vorträgen heranzuziehen. Demnächst wurde die unzweckmäßige Eintheilung der Wahlbezirke in Grabow besprochen, wobei Herr Burkhardt erklärte, daß schon im Jahre 1879 dieserhalb bei dem königl. Landrathsamt Beschwerde geführt worden sei, ohne damit ein befriedigendes Resultat zu erzielen. Schließlich hielt Herr **Burkhardt** noch einen kurzen Vortrag über die Steuerfrage und wies in einigen Beispielen aus den Haushaltungen nach, daß bezüglich des Steuererlasses der kleine Mann von den indirekten Steuern sehr hart betroffen werde. Um 10 1/2 Uhr wurde die Versammlung geschlossen.

✠ **Greifenberg i. P., November 1883.** Eine Einrichtung, welche an vielen anderen Orten schon seit längerer Zeit besteht, ist im Laufe der letzten Tage auch in der hiesigen privaten höheren Töchterschule zur Durchführung gelangt, nämlich die Verlegung aller Unterrichtsstunden auf die Zeit von 8—1 Uhr mit völliger Freilassung des Nachmittags. Für den **Sommer** bestand diese Einrichtung in der genannten Schule schon seit mehreren Jahren, nur mit dem Unterschiede, daß die Stunden von 7 bis 12 Uhr ertheilt werden. Beim Beginn des laufenden Wintersemesters drangen die Schülerinnen in die Vorsteherin, ihnen doch auch für den Winter die freien Nachmittage zu belassen. Es wurde den Kindern erwiedert, daß dies ihren Eltern nicht erwünscht sein werde, weil doch im Winter nicht um 7 Uhr begonnen werden könne, also der Unterricht bis 1 Uhr dauern müsse. Die Schülerinnen jedoch, beauftragt, ihre Angehörigen vorläufig mündlich zu befragen, blieben bei der Versicherung, die erbetene Maßregel werde in den Haushaltungen keine sonderlichen Störungen machen. Nun wurde an die städtische Schuldeputation der Antrag gestellt, die Verlegung des Unterrichts auf den Vormittag bei der königlichen Regierung zu befürworten. Die Schuldeputation lehnte diesen Antrag ab, und zwar war einer ihrer Hauptgründe die Besorgniß, daß die beantragte Aenderung in die Haushaltungen störend eingreifen werde. Darauf erbat die Vorsteherin schriftlich die Erklärung sämmtlicher Eltern, ob sie den ausschließlichen Vormittagsunterricht wünschten oder nicht; von 54 stimmten 53 mit Ja. Auf Grund dessen beantragte die Vorsteherin die Genehmigung der geplanten Aenderung bei der königlichen Regierung zu Stettin, welche ohne Weiteres zustimmte. Kann ein korrekteres Verfahren eingeschlagen werden? Trotzdem erschienen in den letzten Nummern des hiesigen Kreisblatts gegen die mit behördlicher Genehmigung eingeführte Aenderung verschiedene Artikel, von denen man nicht sagen kann, daß sie sich durch einen feinen Ton auszeichnen. Es befanden sich in denselben Verdächtigungen niedriger und verletzender Art, unbegründete Hindeutungen auf „Anstifter", Verschleierungen von Thatsachen, z. B. gänzliche Verschweigung des Umstandes, daß die Einrichtung für den **Sommer** seit mehreren Jahren unangefochten bestanden hat. Der gebildete Theil des Publikums verurtheilt natürlich dieses Treiben; aber dasselbe bleibt trotzdem recht bedauerlich, wenn man bedenkt, welche Anerkennung die sehr tüchtige Schule, welche Hochachtung die Person der trefflichen Vorsteherin verdient. Einen der erwähnten Artikel, der beiläufig bemerkt leider fast zweifellos von einem Mitgliede der Schuldeputation verfaßt ist, sucht man auch in größere, auswärtige Zeitungen zu lanciren. (Ist auch bei uns versucht worden. Die Red.) Zu welchem Zweck? Doch wohl um der Vorsteherin eine materielle Schädigung zuzufügen. Dem gegenüber benutzen wir gern die Gelegenheit, den von der königlichen Regierung wiederholt anerkannten tüchtigen Zustand der in Rede stehenden Schule, mit welcher ein in gesundem evangelischen Geiste geleitetes und durch gute körperliche Pflege ausgezeichnetes Pensionat verbunden ist, hervorzuheben und Eltern, welche ein gutes Unterkommen für ihre Töchter suchen, auf dieselbe hinzuweisen.

Kunst und Literatur.

Ueber die fabelhaften Erfolge, die die reizende Violin-Virtuosin **Teresina Tua** überall errungen hat, liegen uns die verschiedensten Berichte vor. Unsere Leser werden sich ja am Besten noch der Triumphe entsinnen, die die gottbegnadete Künstlerin im vorigen Jahre hier erzielte und es daher nicht seltsam finden, wenn sie hören, daß der talentvollen anmuthigen Geigerin überall ähnliche oder noch ehrenvollere Ovationen zu Theil werden. In Leipzig, Dresden und Berlin vergöttert man Teresina, die, durch den Verlust der geliebten Mutter, in tiefe Trauer versetzt, in den vielen Beweisen von Verehrung und Bewunderung einen kleinen Trost erblicken darf. Der Impresario Alfred Fischhof begegnet der Dame in kavaliermäßigster Form und verlangt als rühmenswerthen Gegensatz zu anderen Impresarii, die oft nicht mehr als den Namen Sklavenhändler verdienen, keine größeren Anstrengungen von ihr, als dem jungen, liebenswürdigen Geschöpf eben beliebt. Die Tournée des Frl. **Tua** mit Herrn **Fischhof** bringt beiden ein Vermögen ein. Selbst wenn man die enormen Speesen in Betracht bringt, werden die nachfolgenden authentischen Zahlen hierfür Beweis genug sein. In der letzten (jetzt abgeschlossenen) Saison war die Brutto-Einnahme von 190 Tua-Konzerten 643,000 M., d. h. 3384 Mark im Durchschnitt. — Für 60 im Januar und Februar in Rußland zu absolvirende Konzerte erhält Teresina Tua die garantirte Summe von 60,000 Francs. Im kommenden Oktober geht sie nach Amerika und erhält für 100 Konzerte die garantirte Summe von 1/4 Million Franken, d. h. pro Abend 2500 Francs. Wenn Fräulein Tua bereits solche Summen empfängt, was muß dann erst der Impresario einzunehmen gedenken. Nun, wir wünschen der reizenden Geigenfee das Allerbeste und freuen uns herzlichst, Sie wieder hier begrüßen zu dürfen.

Kunst und Literatur.

Nr. 58 des praktischen Wochenblattes für alle Hausfrauen „Fürs Haus" (Preis vierteljährlich 1 Mark) enthält:

Galeswintha. — Amerikanische Junggesellin. — Alphabet für junge Hausfrauen. — In den Augen. — Abstehende Ohren. — Reinigen der Zimmer. — Der Zimmergarten. — Die Herbstrose. — Familienfeste. — Fensterdecke. — Briefschalen. — Verfertigerinnen getriebener Goldarbeiten. — Kinderbücher. — Erziehung. — Die Elektrizität im Hause. — Hausdoktor. — Lieder. — Wollkleidung. — Seidene Unterkleider. — Judenkirsche. — Auswaschtische. — Wärmschrank. — Gasplätteisen. — Fischkorb. — Petroleumkocher. — Plättbrettüberzüge zu schonen. — Fliegenschmutz von Bronze-Hängelampen zu entfernen. — Schimmelpilze an Schinken und Würsten. — Seifekochen. — Färben wollener Kleider. — Reinigen von Theegläsern. — Sinclair-Seife. — Gardinen. — Frische Obst-, Tinten-, Kaffee- und Weinflecke. — Tanninflecke aus reiner Wäsche. — Gelbe Wäsche. — Für die Küche. — Fernsprecher. — Echo. — Briefkasten der Schriftstelle. — Zahlenräthsel. — Der Markt. — Anzeiger. — Probenummer gratis in allen Buchhandlungen.

Vermischtes.

— Wir lesen im „Bär": Der 30jährige Krieg hatte bekanntlich auch der geordneten Versorgung der Mark mit geistlicher Speise ein Ende gemacht; wie zu den Zeiten der Reformation mußten wieder in vielen kleinen und auch ärmeren Gemeinden Handwerker angenommen werden, welche, wie die Geschäfte des Schullehrers, so auch die des Pfarrers nothdürftig versahen. Im Jahre 1648 aber ging der große Kurfürst daran, dem Unwesen ein Ende zu machen. Er sandte seinen Hofprediger Stosch durch's Land, damit derselbe die vorgekommenen Ungehörigkeiten zu späterer Beseitigung ihm, dem Landesherrn, unterbreitete. Der hochgelehrte Stosch fand unter Anderen in einem kleinen Dörfchen einen Schneider, welcher das Pfarramt vertrat, an den Sonntagen den Leuten aus der Postille eine Predigt vorlas und selbst die Sakramente reichte. Da war Herr Stoschius doch gewaltig betroffen; er setzte den Schneider auf der Stelle ab. Indeß der für seinen guten Willen so hart Betroffene war nicht faul; er suchte sofort bei der kurfürstlichen Durchlaucht nach, daß Hochdieselbe „ihm in seinem, ihm von der Gemeinde aufgetragenen und frei und gutwillig übergebenen Amte geschützt und befestigt zu werden, gnädiglichst gestatten wolle, auch wenn er denen Studiis nicht obgelegen." Der Kurfürst ließ den Herrn Stoschius holen und verhörte die Beiden in seinem Kabinet. Natürlich blieb Stoschius dabei stehen, daß der Schneider die Formalitäten bei der Verwaltung der Sakramente nicht verstände, also auch nicht beobachten könnte; er fragte ihn gleichwohl, wie er sie denn praktizirte. „Wie es in der Kirch' bei uns gebräuchlich und die Verordnung eingesetzet ist!" lautete die kecke Antwort. „So weiset mir denn," fuhr der Stoschius fort, „wie Ihr ein Kind taufen wollet!" „Dazu muß ich ein Kind haben!" meinte der Schneider. Jetzt legte der Herr Stoschius sein Genfer Käpplein, die Kopfbekleidung der reformirten Geistlichen, auf den Tisch und sagte: „Nun, wir wollen uns einbilden, das Käpplein sei ein Kind." — „Ja, soll ich die Zeremonien recht beobachten," wandte der Schneider ein, „so muß ich auch Wasser haben." — Auf den Befehl des Kurfürsten wurde ihm auch solches geholt. Da machte der Schneider eine tiefe Reverenz gegen den Kurfürsten und sagte: „Auf Befehl meines gnädigsten Kurfürsten und Herrn, und weil es der Herr Stoschius also haben will," — dabei goß er eine Hand voll Wasser auf das Käpplein, — „taufe ich Dich Käpplein, daß Du Käpplein sollst heißen und Käpplein sollst bleiben, so lang als ein Stück an Dir ist!" — Der Kurfürst lachte, zog den Stoschius an die Seite und sprach zu ihm: „Lasset den Kerl unvexiret; er ist gescheidter denn Ihr!" Die Anekdote ist einer zu Dresden im Jahre 1705 erschienenen anonymen Sammlung entnommen. Ist sie „wahr" und gewähren die Visitations-Akten des Jahres 1648 vielleicht einen Anhalt für sie?

— (Ein Doppelsinn.) Lieber Freund, heut ist der Erste des Monats, leihe mir 20 Mark; am End' bekommst Du sie wieder.

— (Beim Antiquitätenhändler.) Kommerzienräthin: „Was kostet die Pendule Louis XV?" — Antiquar: „Entschuldigen, gnädige Frau, es ist Louis XVI.!" — Kommerzienrath: „Einerlei! Uns kommt es auf einen Louis gar nicht an!"

Telegraphische Depeschen.

Wien, 11. November. Die „Neue Freie Presse" veröffentlicht einen Bericht über die Unterredung, welche einer ihrer Korrespondenten mit dem bulgarischen Minister Balabanow gehabt. Danach erklärte sich letzterer von seiner Petersburger Reise voll befriedigt. Aus dem Munde des Kaisers Alexander und des Ministers von Giers habe er die Sicherheit geschöpft, daß die offiziellen Kreise Rußlands den Bemühungen Bulgariens, sich in seiner Verwaltung auf eigene Füße zu stellen, vollen Erfolg wünschen. Man sei zwar in Rußland nicht frei von der Besorgniß, daß die Verfassung von Tirnowo sowohl im Allgemeinen als mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse Bulgariens auf zu breiter Basis ruhe. Allein wenn durch weisen Gebrauch ihrer Rechte die weitere Entwickelung der innerbulgarischen Verhältnisse ohne Erschütterungen im Geleise der Gesetzlichkeit sich vollziehen, habe man in Petersburg keinen Grund, deren Reintegrirung zu beklagen, und beabsichtige man auch keines Falles einen Einfluß im Sinne einer nachträglichen Remedur gegen die heutigen Verfassungs-Verhältnisse zu üben. Schwieriger sei die Lösung der militärischen Frage, doch halte sich Balabanow nach Kenntniß der beiderseitigen Dispositionen berechtigt, eine befriedigende Lösung bestimmt in Aussicht nehmen zu können. Einen bestimmten Kandidaten habe man in Rußland für den bulgarischen Kriegsministerposten nicht; beiderseitig sei man darüber einig, daß der zu nominirende Kriegsminister ein Russe sein und das Vertrauen des Zaren wie des Fürsten von Bulgarien haben müsse. Balabanow erwartet in dieser Hinsicht das Beste von der persönlichen Berührung des Fürsten von Bulgaren mit dem Obersten Kaulbars. In Wien begegnete Balabanow den gleichen Anschauungen wie in Petersburg; man erkenne hier Bulgariens Pflicht zur Dankbarkeit gegen Rußland und besitze volles Verständniß für das eigenartige Verhältniß beider Länder; man hege in Wien für die gedeihliche Entwickelung Bulgariens große Sympathien und erblicke eine der Voraussetzungen dazu in der loyalen Verständigung mit Rußland. Diesen erfreulichen Eindruck habe Balabanow aus der Unterredung mit dem Grafen Kalnoky mitgenommen. Der Aufenthalt Balabanow's in Wien bezwecke, die Anschauungen über die Aussichten auf Abschließung eines Handelsvertrages zwischen Oesterreich-Ungarn und Bulgarien zu sondiren. Großen Werth würde Balabanow auf die Aufhebung der letzten zwei österreichischen Postämter in Bulgarien legen. Bulgarien verkenne seine Verpflichtungen wegen Schleifung der Donaufestungen nicht und sei fest entschlossen, allen internationalen Verpflichtungen nachzukommen. Aber angesichts der Nothwendigkeit der Herstellung der Linie Pirot-Bellowa und angesichts des Drängens der Pforte in Betreff des Tributes und der Uebernahme eines Theiles der ottomanischen Staatsschuld könne die kostspielige Schleifung der halb verfallenen Festungswerke nicht als dringendere und bessere Kapitals-Anlage gelten.

Sofia, 11. November. Der russische Oberst Kaulbars ist hier angekommen.

Madrid, 11. November. Der General-Adjutant des deutschen Kaisers, General-Lieutenant Frhr. v. Loe, welcher ein Schreiben Sr. Majestät überbringt, ist hier eingetroffen und wurde gestern Abend vom König Alfons empfangen.

Petersburg, 11. November. Der Minister des Aeußeren, von Giers, tritt heute Mittag 1 1/2 Uhr seine Reise in's Ausland an.

Der russische Konsul in Berlin, Staatsrath Kudrjawzew, ist zum General-Konsul daselbst ernannt worden.

Das „Journal de St. Petersburg" stellt die Meldung mehrerer Londoner Blätter von einer Mobilisirung der Pskower Truppendivision und der Einberufung der Altersklasse von 1877 kategorisch in Abrede.

Weitere telegraphische Nachrichten entnehmen wir dem „Deutschen Mont.-Bl.":

Paris, 11. November. Die „Republique francaise" enthält einen sympathischen Artikel zur Lutherfeier. „Die Reformation", sagt sie, „war der Anfang der modernen Welt, Luther ihr Begründer. Der Reformator Luther gehöre nicht nur Deutschland, er gehöre der Menschheit; er hat Allen voran uns die Leuchte allgemeiner Zivilisation entzündet. Der 400jährige Geburtstag Luthers könne Niemand in der Welt der Gedankenfreiheit unberührt lassen; Niemand, der an Fortschritt, Gerechtigkeit und Freiheit glaubt, denen dieser gewaltige Revolutionär während seines Erdenwallens so gewaltige Dienste geleistet hat.

Rom, 11. November. Der Luthertag wird hier mit besonderer Ostentation von der Presse gefeiert, da Luther als erfolgreichster Gegner des Papstthums gleichsam als Vorläufer der Bresche in die Porta Pia erscheint. Die „Riforma" gab eine ganze Luthernummer heraus und sagte, daß die Hohenzollern durch die Unterstützung der Reformation nach 400 Jahren die Belohnung ihrer politischen Weisheit fanden. Wenn Luther auf die heutige Krönung des nationalen Werkes stolz sein könnte, würde er sich noch mehr in der Hoffnung trösten, daß nach Beseitigung des Gezänkes, dessen sich Fanatiker unter seinem Namen zur Erreichung niederer Zwecke schuldig machen, in ganz Deutschland jene vom Kronprinzen in Wittenberg verkündeten Prinzipien der Glaubensfreiheit, Toleranz und Wahrheit auch gegen Katholiken angewendet werden würden. Aber unerschütterliche Festigkeit gegen den Vatikan, der vergebens hoffe, bei dem heutigen Haupte der Reformation jene Kraft zu finden, welche ihm für den Wiederbeginn der Völkerunterdrückung fehle, würde auch er fordern, die Welt muß dem Papst für die Publikation der vatikanischen Luther-Dokumente dankbar sein, welche die kleinlichen Machinationen der Kurie gegen die Ueberzeugungstreue und Gewissensfreiheit, die der große Reformator vertheidigte, deutlich beweisen.

Rom, 11. November. Bei dem Festgottesdienst in der Botschaftskapelle zu Ehren Luthers waren anwesend Prinz Alexander von Preußen, Botschafter von Keudell mit seiner Gemahlin, Gesandter von Schlözer und die ganze deutsche Kolonie. Die Festpredigt hielt Botschaftsprediger Ronnecke.

Der „Moniteur de Rome" bringt einen polemischen Leitartikel gegen Luther.

Der verhaftete Korrespondent der „Kreuz-Zeitung", Normann-Schumann, wurde heute auf freien Fuß gesetzt.

Petersburg, 11. November. Die „Nowoje Wremja" bezeichnet heute in einem sehr sympathischen Artikel über Luther das Fest des Protestantismus als gleichzeitiges Fest der gesammten gebildeten Welt, als ein Fest der Menschheit. Für die protestantische Kirche haben Luthers Doktrinen und äußere Formen den meisten Werth, für die übrige gebildete Welt sein vom Protestantismus jetzt zuweilen selbst vergessenes Prinzip: Gewissensfreiheit oder Unabhängigkeit vom Drucke jener Macht, die sich das ungeheuerliche Recht angemaßt hat, die Seelen der Menschen, ihr Gewissen zu lenken und zu leiten. Die „Nowosti" spricht sich ganz ähnlich aus, sie feiert Luther als mächtigen Pfeiler deutscher Kultur. Sein Dogma, die Gewissensfreiheit, sei das Prinzip aller aller Völker geworden, welche das Haupt der neueren Geschichte bilden. Alles, worin sich in den letzten 3 Jahrhunderten die Freiheit des menschlichen Geistes gezeigt habe, zeige direkten oder indirekten Zusammenhang mit der religiösen Reform des großen Germanen.

Beatrice,

oder:

Das Opfer der Liebe.

Roman von

Max von Weissenthurn.

3

So verging eine Stunde. Bei dem unstäten Lichte der hin- und herschwankenden Lampe vermochte Beatrice doch zu unterscheiden, daß es bald 6 Uhr sei, um halb 7 Uhr sollten sie in Folkstone, um halb 8 Uhr auf dem Charing-Croß-Bahnhofe anlangen, wo George ihres Kommens harrte. Wie langsam die Zeit doch dahinschlich, wie bleich und immer bleicher das theure Antlitz ward, welches vor dem Mädchen auf den Kissen ruhte. Niemals in all den späteren Jahren, nicht im höchsten Glück, nicht im tiefsten Elend, vergaß Beatrice Roß jener Reise.

Langsam schlug die Kranke die Augen auf, ihre bleichen Lippen bewegten sich, als wolle sie sprechen.

„Wünschest Du irgend etwas, Mütterchen?“ fragte Beatrice zärtlich.

„Ich möchte es Dir nur sagen, Bea“, flüsterte Frau Roß.

„Mir was sagen, Mutter, ist es irgend etwas, das zu wissen mir von dringendem Belang?“

„Ja, es könnte Dich warnen, retten; o Gott, gieb mir die Kraft, zu reden.“

Die schwache Stimme erstarb, die Augen schlossen sich, die Erschöpfung nahm überhand. Langsam und mühselig rang die Sterbende nach Athem, so verging eine Weile; Beatrice wähnte, daß sie schlafe; zweimal kamen unzusammenhängende Worte von ihren Lippen: „Grausam, Schottland, arme Bea!“ Das war Alles, was das junge Mädchen verstehen konnte. Endlich aber schien sie doch einzuschlafen und Friede sprach aus den sanften Zügen der armen Mutter.

Als sie aber nach einer Weile erwachte, da lag derselbe Ausdruck banger Sorge in den dunklen Augen, sie wollte der Tochter offenbar irgend etwas sagen, was diese um jeden Preis wissen mußte: aber es gebrach ihr an Kraft. Beatricen's Angst wuchs von Minute zu Minute. Wie dann, wenn die Mutter nicht einmal so lange lebte, um das Endziel der Reise thatsächlich zu erreichen?

Plötzlich hielt das Schiff an. Beatrice sagte sich, daß dies Folkstone sein müsse. Die Bedienerin erhob sich, trachtete, sich einigermaßen zu sammeln und bot dem jungen Mädchen ihren Beistand an.

„Wir sind angekommen“, sprach Beatrice, sich zu der Mutter niederbeugend, welche hastig die dunklen Augen aufschlug.

„Gottlob, daß es überstanden ist“, sprach sie, bestrebt, sich aufzurichten, doch sie war zu schwach und sank kraftlos in die Kissen zurück.

„Ich kann nicht“, flüsterte sie mit matter Stimme, während die Bedienerin auf sie zueilte.

„Ich fürchte, die Dame ist sehr krank, Fräulein; soll ich nachsehen, ob ein Doktor an Bord ist?“

„Nein, nein, er würde mir nicht gestatten, die Reise weiter fortzusetzen,“ sprach Frau Roß, welche diese Frage vernommen hatten, hastig, eben als der Herr, welcher sie in die Kajüte hinabgetragen hatte, auf der Thürschwelle erschien.

„Wir werden in wenigen Augenblicken landen; kann ich irgend etwas für Sie thun?“ fragte er hastig die Verschlimmerung in dem Zustande der Frau Roß bemerkend. „Es ist ein Doktor an Bord, soll ich ihn holen?“

Er eilte hinweg, gleich darauf mit einem ernst dreinblickenden Manne in mittleren Jahren zurückkehrend, aus dessen Antlitz unverkennbar tiefstes Mitleid sprach, als er der Kranken ansichtig wurde, welche in Beatricens Armen ruhte. Er fühlte ihren Puls und stellte einige Fragen, die das junge Mädchen beantwortete.

„Meiner Mutter liegt sehr viel daran, heute Abend noch nach London zu kommen, wo wir mit meinem Bruder zusammentreffen sollen“ sprach sie, dem Blick der dunklen Augen Worte verleihend.

„Wäre es nicht besser, ihm zu telegraphiren, daß er Sie hier abholen solle,“ fragte Hugo St. John mitleidig, während der Arzt ernst vor sich niederblickte. Wußte er ja doch, daß die Hoffnungslosigkeit dieses Leidens sich durch nichts mehr erhöhen lasse.

„Ich muß weiterreisen, Beatrice, Du hast mir's versprochen“, flehte die Kranke und der Arzt beeilte sich, ihr zu versichern, daß der Weiterreise gar nichts im Wege stehe; er selbst reise in derselben Richtung und werde sie begleiten.

Beatrice blickte ihn dankbar an, dann traf sie alle für das Behagen der Mutter nothwendigen Vorkehrungen, und zwar mit einer Ruhe und Umsicht, daß Hugo St. John sie verwundert betrachtete, bis er gewahrte, wie bleich sie war, wie fest sie die feingeschnittenen Lippen aufeinander preßte.

Der Doktor war es, welcher Frau Roß von dem Schiffe in den Eisenbahnzug beförderte, es Kapitän St. John überlassend, mit Beatricen zu folgen. Als sie auf das Verdeck getreten, sah der junge Offizier, wie Beatrice einen Augenblick unstät hin- und herschwankte; doch sie erholte sich sofort, und durch eine dankende Geberde seinen Beistand zurückweisend, schritt sie die nassen hölzernen Stufen, welche zu der Eisenbahnhalle führten, empor.

Der Arzt hatte Frau Roß bereits in einen Waggon gehoben, sie war nicht ohnmächtig, sondern befand sich nur in einem Zustande vollkommenster physischer Erschöpfung. Wortlos, denn sie traute sich nicht die Kraft zu, auch nur eine Silbe zu reden, ohne in Thränen auszubrechen, bot Beatrice dem Kapitän zum Abschiedsgruß die Hand. Er sah noch, wie sie an der Seite ihrer Mutter Platz nahm und den Arm, Stütze bietend, um dieselbe schlang.

„Ist es gut für sie, zu reisen?“ flüsterte er dem Arzte zu, ehe dieser ebenfalls einstieg.

Er zuckte die Achseln „Es ist nicht von wesentlichem Belang,“ entgegnete er. „Widerstand hätte ihr Ende nur beschleunigt, so lebt sie vielleicht, bis sie den Sohn wiedersieht, aber es erscheint mir zweifelhaft.

„Das arme Kind, welch entsetzliche Reise für sie!“ bemerkte Hugo St. John mitleidig.

„Entsetzlich, ja. Sie würden aber gut daran thun, sich selbst einen Platz zu suchen, die Zeit drängt.“

Es war eine qualvolle Fahrt; so sehr auch Doktor Graham an traurige Erfahrungen gewöhnt war, denn Männer in seiner Lebensstellung pflegen ja mit viel Düsterem in Kontakt zu kommen, so gestand er sich doch, daß er kaum jemals eine traurigere Reise zurückgelegt, als eben diese. Die Sterbende mühte sich mit aller ihr noch zu Gebote stehenden Kraft, ihren wahren Zustand vor der Tochter zu verbergen, deren Augen unverwandt auf ihr ruhten. Es war peinlich zu sehen, welche Mühe sie sich gab, sprechen zu können, um der Tochter jene Geschichte zu erzählen, die sie ja um jeden Preis hören sollte, die aber wiederzugeben es den sterbenden Lippen an Kraft gebrach. Oft und oft in späteren Jahren entsann sich Beatrice dieser qualvollen Fahrt und fragte sich, ob es denn möglich, daß eine dunkle Ahnung dessen, was kommen werde, in der Sterbestunde die Seele der Mutter erfaßt hatte und sie mit magischer Gewalt dazu gedrängt, ihrem Kinde das zu erzählen, was es warnen sollte und beschützen vor kommendem Leid.

Rastlos weiter eilte der Zug, viel rascher, als es auf französischem Boden der Fall gewesen. Doktor Graham's praktische Erfahrung ermöglichte es ihm, Frau Roß derart zu placiren, daß sie leichter die schüttelnde Bewegung des Eisenbahnzuges ertragen konnte. Sie war zu sehr erschöpft, um heftig zu leiden. Regungslos, schwach athmend, lag sie in den Armen der Tochter, welche zu bemerken glaubte, daß ihr Hauch von Minute zu Minute schwächer werde.

Doktor Graham war dieser zweistündigen Fahrt stets eingedenk, sie dünkte ihm so endlos lange, daß er sich unwillkürlich die Frage aufwarf, wie sie wohl Beatricen erscheinen müsse, welche regungslos an der Seite der Mutter saß, den Blick nicht von dieser hinwegwendend. Sie konnte sich ja die wahre Sachlage nicht länger verhehlen, die arme Kleine, es bedurfte nicht erst der ernsten Mienen des Arztes, um ihr klar darzuthun, daß das Ende nahe sei. Sie hatte nicht den leisesten Schimmer von Hoffnung mehr, sie wußte, daß die Tage, ja selbst die Stunden der Mutter, welche sie so innig liebte, gezählt seien; sie vermochte stumm zu beten, mit zuckendem Herzen zu jenem höheren Wesen zu flehen, an das sie glaubte, mit reinem Kindergemüth, daß die Arme leben möge, bis es ihr vergönnt sei, Georges zu umarmen und ihnen Beiden das anzuvertrauen, was ihre Seele so schwer belastete. Sie hatte gesagt, die arme Mutter, daß die Kenntniß dessen, was auszusprechen es ihr an Kraft gebrach, die Tochter erretten könne — wovor?

Stadtverordneten-Versammlung.

Am Donnerstag, den 15. d. M.: keine Sitzung.
Stettin, den 10. November 1883.

Dr. Scharlau.

Bekanntmachung.

Zum 1. Januar fut. wird an unserer Stadtschule eine **Elementarlehrer**-Stelle mit 900 M. Jahresgehalt vakant.

Bewerber wollen ihre mit Zeugnissen belegten Gesuche **bis zum 25. d. M.** bei uns einreichen.

Arnswalde, 5. November 1883.

Der Magistrat.

„Wir sind bald am Ziele," sprach Doktor Graham, und seine Worte dünkten der Sterbenden holdseligste Musik.

„Bald am Ziele — und noch habe ich's Beatrice nichts gesagt!"

„Was gesagt, Mütterchen?" flüsterte das Mädchen, und lange Monde später war es, als ihr die Antwort noch in den Ohren klang.

„Die Geschichte — meine Geschichte; sie könnte Dich warnen, behüten und — und Du würdest sie besser von meinen Lippen vernehmen, Du würdest urtheilen —"

Ihre Stimme brach, schwer sank das Haupt zurück. „Du wirst uns später Alles erzählen, Mütterchen," sprach Beate beruhigend. „Wenn Du erst ausgeruht hast, dann hören Georges und ich Dir zu.

Ein mattes Lächeln umspielte die Lippen der Sterbenden.

„Niemand kann es Euch so genau erzählen wie ich," sprach sie. „Niemand weiß Alles. Dein Vater kannte einen Theil der Geschichte, aber nicht Alles, lange nicht Alles."

Sie wiederholte die Worte mehrmals und starrte träumerisch vor sich hin; Beatrice beugte sich über die Mutter.

„Alles?" wiederholte sie fragend.

„Ja, alle die Schande und Schmach, all die Versuchung! Ich möcht' Dir's dann am liebsten selbst erzählen, wenn ich nur erst ausgeruht bin!"

Weiter und weiter brauste der Zug, bis endlich das Häuser- und Lichtermeer der Metropole sichtbar ward; er fuhr langsam ein in die Bahnhofshalle. Das hastende Getriebe der Großstadt trat in seine Rechte. Langsam richtete die Sterbende sich auf und preßte die Hände auf das ungleichmäßig pochende Herz. Dann, als der Zug endlich anhielt, stand sie allein auf; es leuchtete seltsam in den Augen, welche der Tod vielleicht in wenig Stunden schon für ewig schließen sollte.

Der Schaffner öffnete in geschäftiger Eile die Waggonthüren, die Passagiere drängten alle dem Ausgange zu; Hugo St. John sprang aus einem Rauchkoupé erster Klasse und blickte suchend um sich nach Doktor Graham und seinen Gefährtinnen. Ein junger Mann, mit blondem Lockengewelle und hellen blauen Augen drängte hastend durch die Menge; er suchte offenbar Jemanden; Kapitän St. John folgte ihm mit den Blicken; er glaubte, einen ihm nicht fremden Zug in diesem Antlitze entdeckt zu haben. Er sah, wie er von Wagen zu Wagen eilte, wie dann eine schlanke Mädchengestalt mit ausgebreiteten Armen auf ihn zueilte wie die Sterbende mit leisem Aufschrei an seine Brust sank — er sah, wie gleich darauf ein Blutstrom ihren Lippen entquoll — und wußte daß das eingetreten sei, was Doktor Graham befürchtet habe.

Kapitel 3.

Mit liebevoller Pietät hatte man sie in das dem Bahnhofe zunächst gelegene Hotel gebracht, sie dort auf ein Bett gelegt und alle Mittel angewendet, welche ärztliche Kunst zu erstanen im Stande war. Es gelang, die Blutung zu stillen; doch das Bewußtsein kehrte nicht wieder und einer Todten gleich lag sie in den Kissen.

Mit zarten Händen hatte Beatrice die Hüllen entfernt, das schwere Reisekleid durch einen weichen Schlafrock ersetzt und das Haar von den Schläfen gestrichen, an welchen die blauen Adern dunkel hervortraten; ruhig und ernst kniete nun das Mädchen an dem Lager, angstvoll jedes Zeichen zurückkehrender Lebensfähigkeit beachtend. Im anstoßenden Zimmer saß George, das Antlitz in den Händen vergrabend; er schluchzte, als ob ihm das Herz breche, und dieses Geräusch allein störte die tiefe Stille des Sterbegemaches.

Der arme George! Es war ihm ein entsetzlicher Schlag gewesen, er hatte sich nicht träumen lassen, daß seine Mutter so schwer krank sei. Er wußte, daß sie seit langen Monaten leidend, daß sie sich sehne, nach Schottland, in die Heimath zurückzukehren; aber er wähnte, es sei dies mehr eine Laune als Anderes; er glaubte, sie sei des Wanderlebens müde geworden und habe in erster Linie deshalb den Antrag ihres Bruders angenommen, zu ihm zu kommen. Er ahnte nicht, der arme Junge, daß Marie Roß nimmer im Traume daran gedacht haben würde, in die Heimath zurückzukehren, wenn sie nicht mit vollster Klarheit erkannt hätte, daß sie dem Tode verfallen sei.

Jetzt aber standen die Dinge derart daß sie niemals das Land erreichen würde, in welchem sie so grausam gelitten, an dem sie aber trotzdem hing mit treuester Liebe, in dem sie als glückliches Kind gespielt, das sie als junges Weib verlassen, um es nie mehr wiederzusehen, das so bitteres Leid ihr zugefügt!

Leid! Inwieferne hatte das Land ihr Leid zufügen können? Beatrice fragte sich halb verwundert, während sie sich des matten Lächelns entsann, mit dem die Mutter ihr diese Versicherung gegeben.

(Fortsetzung folgt.)